
DIE BEURTEILUNG MUNDARTLICHER AUSSPRACHEN DURCH MUNDARTSPRECHER IM DEUTSCHEN

PETER WIESINGER*

Dem Generalthema dieses Kongresses „Akustisches Sprachsignal und seine Perception“ entsprechend, mag es auch einmal interessant sein zu erfahren, welche Vorstellungen die Sprecher selbst von den von ihnen verwendeten Lauten haben und nach welchen Maßstäben sie diese beurteilen. Gleichzeitig ergibt sich die Frage, ob sich die Lautvorstellungen der Sprecher mit der objektiven Beurteilung des Phonetikers und Linguisten decken oder ob hier Unterschiede bestehen. Bei möglichen Abweichungen in der Auffassung ist schließlich die Frage zu klären, wieso es zu diesen kommt. Wir wollen dieses Problem im folgenden an ausgewählten Beispielen aus dem Vokalismus deutscher Mundarten in Grundzügen zu erläutern versuchen.

Bei der Untersuchung gesprochener Sprache, speziell einer Mundart, ist der Linguist bestrebt, zunächst das Lautinventar phonetisch festzuhalten und zu sichten und dann daraus das Phoneminventar abzuleiten, d. h. aus der Fülle unterschiedlich artikulierter Laute jene Lauttypen festzustellen, denen bedeutungsunterscheidende Funktion zukommt und die damit Phoneme sind. Das aus dem Lautinventar gewonnene Phoneminventar kann nicht nur für den Linguisten Bedeutung besitzen, sondern muß auch dem Sprecher selbst gegenwärtig sein, da es ja die Phoneme sind, die als kleinste Bausteine der Wörter die Verständlichkeit der sprachlichen Äußerungen gewährleisten und für das Funktionieren der Sprache als Kommunikationsmittel der Gemeinschaft der Sprachträger, kurz der Sprachgemeinschaft, verantwortlich sind. Es wäre freilich falsch, aus dieser Tatsache auf die Kenntnis des Phoneminventars als abstraktes, analytisches System im Bewußtsein der Sprecher schließen zu wollen. Aber ein Gefühl für die Unterscheidungskraft verschiedener Laute und damit ein unbewußtes Empfinden für den Phonemcharakter von Lauten ist den Sprechern durchaus eigen. Unmittelbar läßt sich das überprüfen, wenn man einen Mundartsprecher zur Beurteilung der Reimbarkeit oder Nichtreimbarkeit von Wörtern auffordert, eine Fähigkeit, die durch jahrhundertelange Tradition nicht nur anerzogen ist, sondern geradezu schon angeboren zu sein scheint, und die stets das gewünschte Ergebnis bringt. Eine indirekte Möglichkeit zur Überprüfung bietet dem Linguisten die diachrone Methode. Es gibt keine deutsche Mundart, in der nicht

* Forschungsinstitut für dt. Sprache, Deutscher Sprachatlas, Marburg/Lahn.

ursprünglich getrennte Phoneme durch lautgesetzlichen Wandel gleich geworden und damit zusammengefallen wären, was Homonyme oder besser Homophone zur Folge hatte. Es ist nun bezeichnend, daß der lautgesetzliche Wandel in Einzelbeispielen gelegentlich durchbrochen worden ist, wenn die dadurch entstehenden Homophone zu Bedeutungsmissverständnissen geführt hätten. So wären z. B. in der rheinfränkischen Vorderpfalz nach der Apokope von -e durch den Zusammenfall von mhd. *g* und mhd. *ch* im Auslaut die Wörter „Lauch“ und „Lauge“ als *lɛ:ç* homophon geworden, was in der Küche wegen der ständigen Verwendung der Gemüse- und Gewürzpflanze und des Reinigungsmittels zu unliebsamen Verwechslungen geführt hätte. Aus diesem Grund ist daher in einem der beiden Wörter die lautgesetzliche Palatalisierung des Vokals unterblieben, und werden heute lautgesetzliches *lɛ:ç* ‚Lauge‘ und nicht lautgesetzliches *la:x* ‚Lauch‘ unterschieden, worin sich ebenfalls das Empfinden für phonematische Unterscheidungen spiegelt.

Das Vorhandensein eines „Phonemgefühls“ befähigt aber den Sprecher noch keineswegs zur Beurteilung der von ihm gesprochenen Laute. Dazu bedarf es der Vergleichsmöglichkeiten. Sie bestehen für einen in abgelegenen Gegenden lebenden Mundartsprecher, der weder die Möglichkeit hatte, Lesen und Schreiben zu lernen, noch jüngst durch den Rundfunk eine höhere Sprachschicht vermittelt zu bekommen, höchstens in abweichenden Nachbarmundarten seiner näheren Umgebung. Was da an lautlichen Unterschieden auffällt, wird gerne registriert und oftmals in Spottsprüchen lustig gemacht. Man kann auf solche Weise zwar immer erfahren, was der Nachbar anders spricht und wie er es spricht, doch reichen diese Beobachtungen nicht zur Beurteilung der Laute aus. Diese setzt eine gewisse Schulung in sprachlichen Dingen voraus, zumindest das Lesen und Schreiben und damit die Kenntnis der Schrift- oder Hochsprache. Sie wird in ländlichen Gegenden, wo die Kinder im Gegensatz zu vielen Städten noch mit einer Mundart aufwachsen, geradezu als eine andere Sprache erlernt, wobei in der Schulung des Schreibens der Lautwert der Schriftzeichen bewußt wird. Gleichzeitig fordert die Kenntnis der Hochsprache als einer anderen, höheren Sprachschicht zum Vergleich mit der eigenen Mundart heraus. Unter solchen Voraussetzungen ist es möglich, die Auffassung des Sprechers über die von ihm verwendeten mundartlichen Laute zu erfahren.

Dabei besteht keine Schwierigkeit in der Beurteilung oraler, palataler oder velarer Vokale wie *i*, *y*, *e*, *ø*, *u*, *o*, *a*. Sie haben ihre Entsprechungen in der Hochsprache und werden als solche registriert, auch wenn die mundartlichen Aussprachen von der Hochsprache abweichen, z. B. *si:* statt *se:* ‚See‘, *ru:t* statt *ro:t* ‚rot‘ u.s.w. Besteht aber eine Opposition zwischen zwei Vokalen desselben Typus z. B. *lu:s* ‚Lau‘ gegenüber *lu:ɔ* ‚lose‘, so werden zwar beide Vokale als *u* bezeichnet, doch seien sie nicht gleich sondern „anders“, was wieder das „Phonemgefühl“ des Sprechers bestätigt.

Schwieriger wird es bereits bei nasalen Vokalen, deren „durch die Nase gesprochene“ Klangfarbe nur dann erkannt wird, wenn sie sich noch deutlich den obengenannten Grundtypen zuordnen läßt. Ist dies unmittelbar nicht mehr möglich und fehlt das hochsprachliche Äquivalent, wie z. B. bei *m̃:* ‚Mann‘ mit sehr offenem *o*, dann

greift man gerne zum hochsprachlichen Wort und vermutet im mundartlichen ein „durch die Nase gesprochenes“ *a*. Fragt man dann aber den Sprecher, wie er sein *kā:* ‚kein‘ beurteilt, so gerät er freilich in Verlegenheit und muß *a* diesem Beispiel zuordnen, während er das andere nun zu *o* stellt. Nennt man schließlich noch *tō:* ‚Ton‘, so kann man bestenfalls noch hören, daß es ein anderes *o* als in *mō:* ist, was zwar wieder das Gefühl für phonologische Unterscheidbarkeit beweist, aber schon die Fähigkeiten des Sprechers überfordert.

Ein besonderes Problem stellen die in den deutschen Mundarten sehr verbreiteten einst velaren Zentralvokale dar, die als *ü* und *ö* noch mehr an die velaren *u* und *o* und als *ü* und *ö* schon mehr an die palatalen *y* und *ø* anklängen. Hier werden erstere von den Sprechern stets als *u* und *o* aufgefaßt, während die Beurteilung der letzteren geteilt ist. Als Beispiel dafür sei die osthessische Mundart um Hersfeld—Rotenburg gebracht, wo mhd. *û* stets als stark zentralisiertes *ü:* gesprochen wird, z. B. *hü:d* ‚Haut‘. Während dieses um Hersfeld trotz seines *y*-Klanges von den Sprechern als *u* klassifiziert wird, wird derselbe Laut um Rotenburg richtig als *y* verstanden. Die Lösung dieses Rätsels ist im phonologischen System beider Mundarten zu suchen: Während die Hersfelder Mundart kein langes Phonem */u:/*, sondern nur das stark zentralisierte Phonem */ü/* kennt, das in nächster Opposition zu palatalem */i:/* für mhd. *î* + *û*, z. B. *hi:d* ‚Häute‘, und zu velarem */o:/* für mhd. *uo*, *ô* und Dehnungs-*ō*, z. B. *ho:d* ‚Hut‘, steht, verfügt die Rotenburger Mundart neben dem Phonem */ü:/* für mhd. *û* auch noch über ein Phonem */u:/* für mhd. *uo* z. B. *hu:d* ‚Hut‘, deren nächste Oppositionen wieder die Phoneme */i:/* für mhd. *î* + *û* und *ie* + *üe* und */o:/* für mhd. *ô* und Dehnungs-*ō* bilden. Das dem Hersfelder System fehlende *u:* ermöglicht also im Gegensatz zum Rotenburger System die Wertung von *ü:* als *u:*.

Schließlich verbleibt noch die Bewertung der Diphthonge, deren Beurteilung als *ai*, *oi*, *au*, *iə*, *ya*, *ua*, *ea*, *øa*, *oa* keine Schwierigkeiten bereitet. Während *ei*, *øy*, *ou* weitgehendst noch erkannt werden, versteht man diphthongoides *ei*, *øy*, *ou* allgemein monophthongisch, weil einerseits der Klangeindruck der langen *i*. Komponenten überwiegt und andererseits keine Opposition zu entsprechenden langen Monophthongen *e:*, *ø:*, *o:* besteht. Das ist besonders in weiten Teilen des Nordniederdeutschen der Fall, wo die nächsten monophthongischen Oppositionen */i:/*—*/y:/*—*/u:/* und sehr offenes */ɛ:/*—*/æ:/*—*/ɔ:/* und die einzigen diphthongischen */ai/*—*/oy/*—*/au/* sind. Gerät hier selbst der Linguist in Zweifel, ob er solche Aussprachen dem Monophthong- oder Diphthongsystem zuordnen soll, so kann er bezüglich der überoffenen Monophthonge *æ:* für mhd. *î* + *û* und *v:* für mhd. *û*, z. B. *æ:s* ‚Eis‘, *v:s* ‚aus‘ im Mittelbairischen um Wien und im Nordbairischen um Viechtach—Furth im Bayrischen Wald nicht im Zweifel sein. Dennoch halten die mittelbairischen Sprecher diese Monophthonge im Gegensatz zu den nordbairischen für Diphthonge *ai*, *au*. Auch hier verhelfen die phonologischen Systeme zur Lösung: Da es um Wien keinerlei steigende Diphthongphoneme gibt, dafür aber diese überoffenen Monophthonge zu weniger offenen *ɛ:—ɔ:* und geschlossenen *e:—o:* in Opposition stehen, also der *E—O*-Bereich sehr stark besetzt ist, der Diphthongbereich aber gar nicht, verleitet der Vergleich mit der

Schriftsprache zur falschen Zuordnung. Anders im Bayrischen Wald, wo es die Diphthongphoneme /ei/—/ou/ für mhd. ie+üe — uo und /ɛi/—/ɔu/ für mhd. ê + ô — ô gibt, die eine falsche Beurteilung von /æ:/—/ɐ:/ nicht zulassen.¹ Der Linguist hat natürlich in beiden Fällen eine monophthongische Zuordnung zu vollziehen.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich, daß 1. den Mundartsprechern ein „Phonemgefühl“ für die Bedeutungsunterscheidung der Laute eigen ist; daß 2. zur bewußten Beurteilung von Lauten die Kenntnis der Schriftsprache (Hochsprache) als Vergleichsobjekt notwendig ist; daß 3. die richtige Zuordnung der in Hochsprache und Mundart in gleicher Weise vertretenen Laute keine Schwierigkeiten bereitet; und daß 4. spezifisch mundartliche, der Hochsprache fremde Laute mit den nächst verwandten hochsprachlichen Äquivalenten in Verbindung gebracht werden, wobei auf Grund der phonologischen Oppositionen auch falsche phonetische Zuordnungen getroffen werden können.

DISCUSSION

Beyer:

On ne peut pas toujours se fier au „sentiment“ phonologique de l'informateur (un exemple précis emprunté à l'alsacien est cité). D'autre part, de nombreux linguistes sont d'accord sur ce point, l'enquête sur le „terrain“ ne peut être que phonétique. A propos des collisions homonymiques, il faut préciser qu'en germanique elles ont souvent été évitées grâce au procédé de la composition (cf. alsacien Sais „scie“, Maisais „faux“, Fischotter „loutre“, Kreuzotter „vipère“, etc.

Heike:

Der Terminus „zentralisierter Velarvokal“ enthält in synchronischen Betrachtungen eine unzulässige Vermischung mit diachronischen Aussagen. Es gibt entweder Zentralvokale oder Velarvokale oder Zentralvokale, die Velarvokalen eines älteren Zustandes des Systems entsprechen.

Martens:

1. Bei der Zuordnung zu einem bestimmten Phonemwert (durch den Mundartspreeher) kann — bei Hochdeutsch geführtem Gespräch — außer der Lautnorm in der Vorstellung auch noch die Aussprache des Explorators als Leitbild sich auswirken. Das sollte berücksichtigt werden.

2. „Die Phoneme müssen dem Sprecher bewußt sein“ — „Er muß ein Gefühl für den Phonemwert von Lauten haben“ sind u. U. mißdeutbare Formulierungen; vielleicht ist es glücklicher zu sagen Gefühl für die *Relationen der Phoneme zueinander*.

¹ Aus Gründen der besseren Verständlichkeit geben wir hier in beiden Fällen lange Quantitäten an, obwohl im Mittelbairischen die Quantität phonologisch irrelevant ist.